

Mit dem Fahrrad nach Lambarene

Manfred Alker



Es wird nicht viele Radfahrer geben, die zweimal mit dem Fahrrad Lambarene besuchen. Doch bereits 1995, beim 30. Todestag von Albert Schweitzer, keimt bei mir im „Hospital Albert Schweitzer, Lambarene“ der Gedanke, beim nächsten „runden Todestag“ wieder mit meinem Drahtesel, der ja (auch) noch jung ist (heute: er 40 Jahre, ich 62 Jahre) dort hin zu fahren. Zwar nicht die gesamte Strecke von Deutschland aus, sondern zunächst mit dem Fahrrad im Flugzeug bis Libreville und von dort aus zum Hospital.

Mit den Jahren rückt die Zeit von 1995 näher an 2005 und so ein Abenteuer (Afrika ist mit dem Fahrrad immer ein Abenteuer) muss gründlich vorbereitet werden. Da sind die Bestimmungen über die Außenmaße von Fahrrädern, die Demontage der Pedalen, das Verdrehen des Lenkers um 90°, das Beseitigen von scharfen Kanten oder Schrauben, manchmal das Verpacken (je nach Laune des Personals?) usw. usw.. Dazu kommen noch die Visabestimmungen und andere Verbote.

Im November 2004 schreibe ich nach Lambarene. Ich warte und warte, doch bis Mai 2005 kommt keine Antwort. Ich wende mich an Dr. Wolf (DHV Frankfurt). Wo mein Brief verschwunden ist, lässt sich nicht klären,

Dr. Wolf spricht mit Dir. Mougin (Hospital Lambarene) und ich bringe mein Anliegen nochmals zu Papier. Dann erlebe ich das 2. „Vor-Abenteuer“. Die Visabestimmungen haben sich geändert. Keine Einladung heißt: kein Visum. Mein Traum scheint zu platzen, denn die Zeit drängt. Wieder schalte ich Dr. Wolf ein. Er vermittelt, dass schon ein paar Tage später die Einladung bei mir ist und „Beata“ von der „AMBASSADE DU GABON“ mir das Visum gerade noch rechtzeitig schickt.

Nun dürfte bald alles im Lot sein. Die vielen Informationen sind eingeholt, das Tagebuch schon längst angefangen (immer ein Schmuckstück bei meinen Touren durch Afrika, mit Stempeln, schönen Briefmarken, Skizzen, usw.) und wird mir wohl wieder an mehreren Stellen manche Türen öffnen. Die Malariatabletten liegen neben getrocknetem Schwarzbrot (Notverpflegung), Fahrrad-Ersatzteilen, Medikamenten, Cadeaux usw. auf einer großen Fläche im Haus. Keiner darf mir meine (Un-)Ordnung durcheinander bringen. Nur ich weiß, was wo (nicht) hingehört.

Mein Plan ist, am 04.09.2005 bei der Gedenkfeier zum 40. Todestag von Albert Schweitzer in Lambarene zu sein und anschließend dort ca. 1 Woche (natürlich unentgeltlich) zu arbeiten. Vorher möchte ich dem Fahrrad zumuten, mich durch die „Monts de Cristal“ (Gebirge durch den Urwald) zu bringen. „Warum nicht“, denke ich. Hat mich der Drahtesel doch bisher schon bei 12 anderen Afrika-Touren immer ans Ziel gebracht.

Am 20.08.2005 ist alles fertig. Nur nicht die Zusicherung der Bahn, dass ich rechtzeitig von Köln mit dem Zug nach Frankfurt wegkomme. Grund: Alle Plätze für Fahrräder sind am 21.08.2005 belegt (Weltjugendtag in Köln). Ergebnis: Ich wechsele das geplante Verkehrsmittel und lasse mich mit dem Auto nach Frankfurt bringen. Dort angekommen, werde ich gefragt, ob mein Fahrrad nicht eingepackt werden müsse? Dieses Ansinnen ersticke ich sofort im Keim und bekomme sogar noch die Transportkosten erlassen. Die Kontrollen verlaufen sowohl in Frankfurt als auch in Casablanca und Libreville glatt. Allerdings muss ich in Libreville vor dem Umpacken des Gepäcks (vom Seesack in die Taschen, den Rucksack usw.) den Beamten meine Liste der Gegenstände (ca. 150 Teile) erklären, sonst riskiere ich alles noch einmal auszupacken. Am Airport tausche ich etwas Geld, in der City melde ich mich bei der Deutschen Botschaft, kaufe eine Gas-Kartusche, fülle meinen Wasserkanister, besorge Brot und Bananen. Endlich, um 14.00 Uhr komme ich weg von Libreville. Immer diese Packerei! Sie frisst förmlich die Zeit. Ich komme nur bis Kougouleu, aber ich bin mit meiner Tagesleistung in der kurzen Zeit zufrieden (73 km).

Der nächste Tag bringt mir Hitze, Berge, 3 Stürze auf rutschiger Piste (am Rand dicke Schicht grobe Sandkörner, in der Mitte Schlaglöcher oder „Wellblechpiste“ und irgendwo ein schmaler befahrbarer Streifen, der irgendwann aufhört). Nach 62 km komme ich in Mala an. Kein Geschäft, d.h. kein Wasser, keine Bananen, kein Brot zu kaufen. Und das in einem Ort, der auf der Landkarte eingezeichnet ist. Die Leute sind freundlich und ich kann in dem Dorf übernachten. Duschen und Wäschewaschen geschieht im Gebirgsbach. Meine „Bleibe“ besteht aus einer Hütte mit Wellblechdach; allerdings sind die Wände nur ca. 1 m hoch und nachts

besuchen mich die Ziegen (nichts Ungewöhnliches in Afrika). Eine Überraschung für meine Wäsche, die trocknen soll, ist der nächtliche Regen, der sie klatschnass werden lässt. Die Wolken hängen tief, die Straße ist glatt wie Schmierseife. An eine Weiterfahrt durch die Berge ist nicht zu denken. Der Termin am 04.09. ist in Gefahr. Also entscheide ich mich, alles in den Seesack zu packen und mit einem „Buschtaxi“ nach Kougouleu zurück zu fahren; durch den immer wieder einsetzenden Regen. Von morgens bis abends warte ich und es kommt auch alle 2 Stunden ein „Buschtaxi“, doch sie sind alle „complet“, d.h. besetzt. Konsequenz: Alles wieder auspacken, alles wieder auf das Fahrrad und am nächsten Tag versuchen, möglichst bald wieder auf die Asphaltstraße Libreville – Lambarene zu kommen. Hier habe ich keine Chance, mit dem Fahrrad, einem vollen Seesack und noch einem großen Rucksack einen Platz auf einem dieser „Pickups“ zu bekommen.

Am nächsten Tag hat der Regen morgens aufgehört. Ich esse 2 meiner 5 kleinen Bananen, ein bisschen von meinem weichen, zähen Stangenbrotrest und trinke einen Becher Wasser. Das Stangenbrot schmeckt muffig, als „Bonbon“ gibt es 1 Malariatablette. Nun geht es bergauf und bergab gen Süden. In den Kurven fahre ich wie auf Eiern, in der Mitte wie auf Schmierseife und durch Schlaglöcher, die z.T. mit Schlamm gefüllt sind. Mein Fahrrad sieht aus, als ob es von einem Cross-Rennen kommt. Mich hat der von den Rädern spritzende Schlamm auch nicht verschont. Langsam öffnet sich der Himmel. Gott sei Dank für die Sonne. „Herrlich“, denke ich, doch das währt nicht lange, denn Afrika steckt voller Überraschungen. Gegen Mittag – mitten im Urwald in einer Kurve – hängt mein Gepäck vorne plötzlich schief. Ursache: Gepäckträger vorne links gebrochen. „Hier ist Schluss. Auf dieser Piste komme ich nicht weiter. Mich muss jemand mitnehmen“. So denke ich in dieser aussichtslos erscheinenden Situation. Doch Sekunden später die Ernüchterung durch die Erfahrung von gestern. Buschtaxis „complet“. Also Gehirn umschalten, wenn ich hier nicht von den riesigen Holztransportern über den Haufen gefahren werden oder am Straßenrand übernachten will. Hier ist kein Haus, hier ist rechts und links von der Straße nur Urwald. Das Gepäck vorne kommt runter, das Rad wird erst mal von Schlamm befreit; dabei lacht die Sonne auf mich herunter. Wie ein Chirurg, der ein gebrochenes Bein schient und wie ein Bauingenieur, der etwas Instabiles abspannen muss, komme ich mir vor. Nach 1 ½ Stunden Operation mit Zange, Kupferdraht, Klebeband und anderem Werkzeug steht der „Patient“ wieder auf den Füßen (als Radfahrer in Afrika muss man vom Schlafzimmer, Küche, Büro bis zur Werkstatt alles mit sich schleppen, weil man nie weiß, was kommt). Der Gepäckträger scheint tragfähig zu sein, denn am nächsten Tag erreiche ich die Teerstraße (allerdings auch manchmal mit Schlaglöchern von riesigen, für uns unvorstellbaren Ausmaßen, nämlich ca. 50 m²!).



In Kougouleu gibt es auch kein Geschäft. Die gekauften Bananen (Privatpersonen, nicht Geschäft) gebe ich wieder zurück, weil sie erst in 1 Woche gegessen werden können. Durch „Vermittlung“ (das ist in Afrika oft so) erstehe ich ein Stückchen weiter 12 reife Bananen. Bald danach gibt es in einem Dorf auch Wasser und Brot zu kaufen. Wir im „verwöhnten“ Europa wissen gar nicht mehr, wie köstlich ein kühler Schluck Wasser und ein Bissen trockenes Brot schmecken können. Die Sonne brennt ohne Erbarmen und der Schweiß beißt auf meinem Rücken. In einem Dorf lasse ich mir das Hemd waschen. Trotz Bürste gehen die Lehmflecken nicht ganz raus. Während die Socken auf dem Gepäck trocknen, trocknet das Hemd flatternd am Körper und kühlt zugleich. In Kango schließt die Post kurz vor meiner Nase. Also muss ich auf den Stempel und eine schöne Briefmarke für mein Tagebuch 2 Stunden warten. Überraschung nach der Mittagspause: am Schalter dieses Postamtes gibt es nur Briefmarken zu 500 CFA, die anderen sind ausgegangen. Auf eine Postkarte nach „Allemagne“ kommen jetzt auch 500 CFA anstatt 260 CFA. Nach dem

Motto: Entweder du bezahlst das Doppelte oder du musst warten, bis du deine Karte abschicken kannst (1 Tag, 2 Tage, 3 Tage ...).

Am Abend bekomme ich wieder Besuch von meinen morgendlichen Gästen, den kleinen „Stechfliegen“, die sich nicht nur auf den Händen und den Füßen, sondern auch auf der Brust und dem Bauch sehr wohl fühlen. Ich habe inzwischen annähernd 300 Stiche am Körper. Wenn nur das furchtbare Jucken nicht wäre. Hier kann man sich in Disziplin üben, denn das Kratzen bedeutet Infektionen und Eiterungen. Man muss sich also entscheiden.

Für die Nacht gibt es noch eine Entscheidung, die man treffen muss, wenn man kein Moskitonetz aufspannen kann. Im Schlafsack schwitzt man sich „tot“, außerhalb des Schlafsackes stechen einen die Moskitos und Stechfliegen „tot“.

Am Morgen verlasse ich das Gelände einer Kirchengemeinde nach einem opulenten Frühstück (2 Bananen, 3 Becher Wasser, ca. 20 cm Stangenbrot). Bei Oyan steigen die Berge an, was der Autofahrer gar nicht so merkt, denn er tritt das Gaspedal ein bisschen mehr durch. Der Radfahrer keucht. Bei Ekouk überfährt man den Äquator. Wenig später rennt eine Frau an einer Steigung neben mir her und nimmt mir eine Getränkedose vom Gepäck runter. So nach dem Motto: Der hat ja genug und kann sich was Neues kaufen. Leider hat sie Pech, denn diese leere Dose ist von mir aufgesammelt worden und als Wurfgeschöß für meine „besten Freunde“ in Afrika, den Hunden, gedacht gewesen.

Aufgrund von mehreren Krämpfen in den Waden (Berganstiege) fahre ich an diesem Tag nur bis Adanhe, etwa 30 km vor Lambarene, und übernachtete bei einer Familie, die ich schon 1995 aufgesucht hatte. Auch am nächsten Tag bleibe ich dort, wasche meine Kleidung, schaue und erzähle hier und dort und fahre mehrere Stunden mit einer Piroge von Pierre, dem Patron der Familie, auf den Flussarmen herum. Später erfahre ich, dass sich Pierre um mich Sorgen gemacht hat. Er sagt, dass ein Weißer in Afrika nicht unbedingt ein guter Steuermann in einer Piroge sein muss, da man leicht umkippen kann. Außer einem Kayman, der allerdings schon kampfunfähig ist, hat mich nichts erschreckt. Ich habe „himmlische Ruhe“ erlebt. In der folgenden Nacht schlafe ich in einem eigenen Zimmer und vertreibe die Moskitos durch eine Glimmspirale.

Der nächste Tag führt mich nach Lambarene. Da ich erst für den 02./03.09. im Hospital angemeldet bin und nicht weiß, ob ein Bett für mich frei ist und ich außerdem so oft wie möglich das normale Leben der Menschen hier erleben möchte, suche ich – und finde sie auch – eine nette Familie. Ich habe hinter einer Trinkhalle/Bar (kein Radau!) in einem angebauten Raum incl. elektrischem Licht meine „Residenz“ gefunden. Abends kann ich einen Gecko beobachten, wie er Insekten jagt, tagsüber bin ich im Hospital, am Ogowe, in der City, auf dem Markt, der Post oder Ich versuche mit meinen Augen und Ohren so viel wie möglich mitzunehmen und habe interessante Gespräche und Erlebnisse. Nach 5 Tagen verabschiede ich mich von meinen Gastgebern mit einem Cadeau. Damit ich auch etwas Originelles habe, tausche ich eine gebrauchte

„machette“ ein.

Am 03.09. „siedele ich um“. Es dauert nur ca. 7 Min. von meiner bisherigen Wohnung „La Detante Fanguit“ bis ins Albert-Schweitzer-Hôpital. Madame Besson übergibt mir den Schlüssel und das Zimmer. Wie immer schläft der Drahtesel in meinem Raum. Endlich bin ich in Lambarene. 10 Jahre ist mein letzter Besuch her. Einerseits eine lange Zeit, andererseits habe ich das Gefühl, dass meine Erinnerungen über den damaligen Einsatz erst ein paar Monate alt sind (Babys wiegen. Spritzen aufziehen, mit der Busch-Ambulanz unterwegs sein).

Schon in den letzten Tagen bin ich öfter im Hospital gewesen und habe hier und dort geschaut, mit diesem und jenem gesprochen. Es war mir irgendwie alles vertraut. Sogar Sophie (eine Krankenschwester), damals bei den Fahrten in den Busch dabei (1995), sehe ich plötzlich in der Verwaltung. Als ich ihr von den Touren mit der Piroge zu den Dörfern erzähle, erinnert sie sich. Es ist ein freudiges Wiedersehen. Die Schranke am Hospitaleingang ist so wie früher, die Verwaltung, der Kindergarten, die Pädiatrie, Allgemeinmedizin, die Sturmglocke, das Lepradorf usw. An baulichen Veränderungen sind z.B. die Wasseraufbereitungsanlage, das Generator-Haus und die Restaurierung der Historischen Zone zu nennen. Alles andere ist in bewährtem Bestand und Zustand, abgesehen von einigen Verlegungen (z.B. Wäscherei und Magazin sind umgezogen). Sogar der alte „Speisesaal“, in dem schon Albert Schweitzer und die Mitarbeiter aßen, besteht weiterhin.

Ein Rundgang durch das Hospital (die Gärten unterhalb des Museums sind erfreulicherweise wieder angelegt worden und es wird auch geerntet) und am Ogowe, auf dessen Sandbänken man durch das Niedrigwasser gehen kann, führt mich zu einer kolumbianischen Ärztin, die im Forschungslabor arbeitet. Sie erzählt mir, wie wichtig diese Forschung über Malaria für die 3. Welt ist. Die in Lambarene gewonnenen Forschungsergebnisse haben Auswirkungen auch auf die medizinische Versorgung der Kolumbianer und die weiterführenden Forschungen, die sie in ihrem Heimatland an der Universität nach ihrer Lambarene-Zeit fortsetzen wird.

Hier im Hospital bin ich – im Gegensatz zum Urwald – in einer völlig anderen Welt. Ich habe ein Bett, mich wecken nachts keine Hühner, Ziegen und Esel oder Moskitos. Um Marschverpflegung brauche ich mich ebenfalls nicht zu kümmern.

Heute, am 04.09., ist der Tag gekommen, an den ich oft gedacht habe. Ein kleines Häuflein (fast hätte ich gesagt „Trauergemeinde“, weil ich es so traurig finde, dass sich nur so wenige Menschen eingefunden haben) Lambarener kommt unterhalb des Museums in der Nähe von Schweitzers Grab zusammen. Mme. Besson hält die Gedenkrede. Danach wird Bach-Musik (Kassette) gespielt; seine Lieblingsmusik. Nach der Veranstaltung steht am Grab ein großes, frisches, farbenfreudiges Blumengebinde. Von den ca. 30 Teilnehmern waren als Ausländer angereist ein Ehepaar aus Kanada, ein Paar aus Australien und ich aus Deutschland.

Hinsichtlich der Gedenkfeier ist meine Enttäuschung groß, denn ich denke,

dass diesem großen Menschen, dem alle Patienten und Mitarbeiter des Hospitals, also auch deren Angehörigen, ihren Wohlstand, ihren Arbeitsplatz, ihr Einkommen, ihre Gesundheit, Heilung u.v.m. letztendlich zu verdanken haben, mehr Ehre gebührt hätte. Auch Vertreter der Politik haben m.E. gefehlt. Diese waren 2 Tage später aus dem Gesundheitsministerium zu einer Tagung im Museum eingetroffen.

Mit Jacques Georg verständige ich mich, wie mein Arbeitseinsatz aussehen könnte. Nicht wie ich es mir vorgestellt habe, sondern was aus der Sicht des Hospitals wichtig und eine Hilfe ist, soll entscheidend sein. Das führt aufgrund meiner verschiedenen Vorkenntnisse dazu, dass ich im handwerklichen als auch im medizinischen Bereich die Woche verbringen werde. Ein Ärgernis ist, dass immer mehr alte Bettgestelle, Rollstühle und sonstiger Krankenhausbedarf an verschiedenen Stellen der Werkstatt, aber auch draußen im Gelände abgelegt werden und stören. Diese Gegenstände sollen alle eingesammelt und unbrauchbar gemacht werden, damit sie nicht eines Tages als „Reparaturfall“ die Werkstatt wieder belasten. Der Auftrag an mich ist klar: Allen Schrott aus den letzten Winkeln der Werkstatt Räume holen und für die Entsorgung vorzubereiten, mit allem zur Verfügung stehenden Werkzeug (das wirkt manchmal bescheiden).

Das 2. Einsatzgebiet ist das Lepradorf, auch „Village Lumière“ genannt, wo ich vormittags bis 10:00 Uhr sein werde.

In jeder Gemeinschaft gibt es Regeln, so natürlich auch in Lambarene. Eine davon ist, dass die Mitarbeiter im medizinischen Bereich Arbeitskleidung gestellt bekommen, die im Handwerksbereich nicht. Schlecht für einen Radfahrer wie mich, der schon 40 kg Gepäck mit sich rumschleppt, aber nur 2 Hosen hat, die auf dem Sattel „arbeiten“ und nicht mit Hammer, Meißel und Öl. „Was tun, sprach Zeus“, ist auch meine Frage. Nun, Jacques Georg (Leiter Magazin) spricht mit Mme Marie Frances (Leiterin Wäscherei) und ich „berate“ aus meiner Sicht. Für den medizinischen Bereich finden wir ein gelbes Oberteil (wie Schlafanzugjacke in Deutschland) und eine blaue Hose (ebenfalls wie Schlafanzug). Ich komme mir vor wie ein Patient von einer Krankenstation. Für den Handwerksbereich gibt es nichts anderes. Also noch einen 2. „Schlafanzug“. Und in diesem Anzug mit einer Flex arbeiten? „Aber“, sage ich mir, hier bin ich in Afrika und hier wird mich keiner einfangen und untersuchen lassen. 1. gibt es hier nichts anderes und 2. würde mich Jacques Georg nicht wie ein Kasper rumlaufen lassen. Ich muss diese Angelegenheit als „Lambarener“ sehen und nicht als „Europäer“. Für die Werkstatt besorge ich mir für „oben“ ein dunkles T-Shirt zusätzlich. Nun kann's losgehen.

Ich beginne mit der Demontage der Rollstühle. Wie ich es als Kriegskind nach 1945 und später als Mechaniker (vor meinem Studium) gelernt habe, gehe ich auch hier vor. Was auseinander geschraubt und verwertet werden kann, wird aussortiert und aufgehoben. Natürlich nicht jede Speiche eines Rollstuhles, aber Muttern M6, M8, M10, die entsprechenden Schrauben, Unterlegscheiben, Linsenkopf, Schlitzkopf usw., denn jedes Ersatzteil kostet Geld oder ist nicht zu bekommen oder hat lange

Lieferfristen.

Meine „Assistenten“ Alouis und?, zwei junge Gabonesen, habe ich mir von der Gartenbauabteilung angeheuert und es hat ihnen sichtlich Spaß gemacht, mit mir diese Arbeiten zu erledigen, denn sie müssen bei mir nicht nur die „Drecksarbeit“ machen, sondern nach Einweisung und „Sicherheitsbelehrung“ lasse ich sie auch in meinem Beisein mit der Flex arbeiten (man kann fast alles lernen).

Nach den alten Rollstühlen kommen die Bettgestelle an die Reihe. Ein riesiger Berg. Diese Zerkleinerungsarbeit ist fast schweißtreibender als das Radfahren. Zwischendurch in einer Pause finden wir hinter der Werkstatt noch 7 Betten im Busch, mit Gras überwachsen. Der „Berg“ wird also noch größer, aber ich habe mir das Ziel gesetzt, vor meiner Rückreise diese Arbeit abzuschließen. Eine kleine Revolte gibt es, als ein Gruppenleiter mit seinen Mitarbeitern „sein“ Bett auf dem Schrotthaufen sieht und ich es gerade zerschneiden will. Seine Gruppe brauche das Bett usw. Ich weise auf die Entscheidung von Jacques Georg hin. Großes Palaver mit Gestik, Mimik, entsprechender Lautstärke und feurigen Augen. Ich lege die Flex zur Seite (zu seiner Beruhigung), lasse ihn seine Argumente vortragen und beschließe eine „Ortsbesichtigung“ mit der Gruppe. Eine lustige Angelegenheit und für den Leser zum Schmunzeln, wenn er sich diese Situation in Afrika gedanklich vorstellt. – Ich entscheide gegen die Anweisung von Jacques George (natürlich informiere ich ihn später über meine „eigenmächtige“ Entscheidung) und ernte dafür unerwartet eine kleine Tanzeinlage. In wenigen Augenblicken ist das Bett verschwunden. Später sehe ich es in einem Raum. Es muss gedreht und gewendet worden sein, um es dort hinbekommen zu haben. – Ob es in einem Monat noch immer dort steht?

Zuletzt stehen noch 3 alte zentnerschwere Operationstische da (inzwischen habe ich schon 6 Flexscheiben verschlissen und meine Haut juckt überall von den feinen Sandkörnern, die glühend durch meinen Schlafanzug hindurch meine Haut erreicht haben). Diese Brocken aus Edelstahl kann man unmöglich flexen. Also heißt es, diese Kolosse demontieren und die tragenden Schrauben finden. Alengi, der mir eigentlich helfen soll, ist mit seinem Eigeninteresse an der Elektronik beschäftigt und steht mir etwas im Weg. Ich sage ihm 2x „Attention“, doch er stört sich wenig daran. Es kommt, wie es kommen musste. Ein ca. 30 kg schweres Teil löst sich und trifft ihn am Fuß. Gottlob nur tuschiert, aber ich hoffe, dass er jetzt weiß, was „Attention“ bedeuten kann.

Nach 1 Woche ist mein Ziel erreicht. Der riesige Schrotthaufen ist abtransportiert und Jacques Georg kann wieder ruhig schlafen; für die nächsten 10 Jahre.

In der „Village Lumière“ ist die Arbeit weniger anstrengend. Hier schwitzt man eher vor Angst, dass man den Kranken beim Entfernen der Verbände weh tut. In der Ambulanz erscheinen nur Bewohner des Lepra-Dorfes. Sie kommen mit offenen Stellen (meistens an den Unterschenkeln und Füßen), die nicht primär mit der Lepra-Krankheit in Verbindung stehen (z.B. eingetretene Steine, Dorne o.ä., die mit der Zeit Wunden und Löcher

entstehen lassen). Am schlimmsten hat es einen Mann erwischt, der an seiner Fußsohle eine offene Wunde von ca. 12 x 4 cm hat, die fast täglich behandelt werden muss.

Diese Arbeiten hier sind nichts für Pfleger/Helfer, die kein Blut sehen oder keine vor Schmerzen schreiende Patienten hören oder sehen können. Doch es ist die Realität. Der Pfleger/Helfer muss die Reaktionen ertragen können, ein tröstendes Wort finden oder eine andere mitfühlende Geste zeigen. Das beruhigt.

Am letzten Tag nehme ich mir noch ein paar schleifende Türen in Casa Bouka vor und Kleinigkeiten im Duschaum, um zufrieden meinen „helfenden Aufenthalt“ abschließen zu können. Bei der Verabschiedung von Jacques Georg ist uns klar, dass noch vieles gemacht werden müsste, aber kein „Weißer“ da ist, der sich darum kümmern kann (Schäden entdecken, beseitigen und Wartungsarbeiten als Vorbeugung durchführen). Es fehlt an qualifiziertem Handwerkspersonal. Vielleicht zieht es mich ja noch mal – aber dann mit 2 eigenen Arbeitsanzügen – für einen Arbeitsurlaub nach Lambarene, vielleicht aber auch einen Handwerker, der diesen Bericht liest und etwas Zeit für Lambarene erübrigen kann?? - Weimar und Frankfurt können das sicher arrangieren. Ich würde mich freuen!

Schon am Sonntag, den 11.09.2005 verlasse ich wegen der beginnenden Regenzeit das Hospital und verabschiede mich von Dir. Mougin und seiner Frau sowie David (Kassierer) und anderen. Wie richtig diese Entscheidung war, zeigt sich in den nächsten Tagen, die noch spannend sind, denn mehrmals am Tag erlebe ich Schauer und es ist ein Glücksspiel, wenn ich entscheiden muss, ob ich das nächste Dorf noch vor den Wolken da vorne erreiche.

Nachts habe ich es in meinen Unterkünften mit undichten Dächern zu tun und turne mit Taschenlampe, Plastikplane, Wäscheleine und Klammern zum Abspannen rum. Auf der Reststrecke gibt es aber auch Sonnenabschnitte und ich finde sogar noch die Möglichkeit, eine Maske und eine Trommel zu kaufen (weil ja immer noch was aufs Fahrrad passt).

Der letzte Tag hat es noch in sich. In Libreville will ich auf dem Kunstmarkt für Touristen „Maison artisanal“ bezahlen, aber mein Portemonnaie ist weg. Große Aufregung, denn der Händler glaubt mir nicht und will sein Geld und nicht die Ware zurück. Ich fahre zum Hafen und zerlege mein Gepäck, weil ich den Verlust immer noch nicht glauben kann. Meine Sachen sind auf ca. 6 m² verteilt und es sieht aus wie auf einem Flohmarkt. Tatsächlich finde ich das Gesuchte. Es war hinter eine „Doppelwand“ in eine Gepäcktasche gerutscht.

Den letzten Schreck erlebe ich im Flughafen. 3 ½ Stunden vor dem Abflug (1:00 Uhr nachts) steht mein Fahrrad vollbepackt an einer Wand und ich bin dabei, nach den 2 Helfern Ausschau zu halten, die mir gegen 22:00 Uhr beim Umpacken helfen wollten.

Plötzlich der Lautsprecher und dem Aufruf, dass alle Passagiere nach

Casablanca (meine Fluglinie ist AIR MAROC) „antreten“ sollen.

Mein Herz beginnt zu rasen (Puls 120 oder 150?) und meine Schweißporen arbeiten wie mit dem Fahrrad an einem Berg! –Fliegt das Flugzeug früher? Habe ich noch genügend Zeit zum Umpacken? Geht der Flieger ohne mich weg? Wenn ja, wie komme ich dann mit ungültigem Ticket nach Deutschland? Was passiert mit meinem Visum? – Dies geht mir blitzschnell durch den Kopf. Mir fehlen 1 ½ Stunden! Das ist zuviel. Wir bauen inzwischen zu Dritt das Fahrrad auseinander (Pedalen, Km-Zähler, Tachospirale, Wasserkanister usw.) und packen es ein. Die Frage ist wieder, wo kommt was hin, damit es passt und nichts zerdrückt oder durch den Seesack sticht. Nach dem 3. Aufruf ist Stille und die Menschenschlange weg. Beim Packen weiß ich nicht, wo ich zuerst hingucken soll. Auf die Stelle, wo ich auspacke, dorthin , wo das Teil hinkommen soll, auf den 1. Helfer, damit er nicht zu viel vom Fahrrad abbaut oder den 2. Helfer, der vielleicht etwas Wichtiges von mir in seine Tasche steckt?!

Ein großes Schild weist darauf hin, dass das Handgepäck nur 7 kg wiegen darf. Mein Rucksack wiegt 9,9 kg, aber der Seesack ist schon verschnürt. Noch mal aufmachen? – Nein! Rest verschenken, aufessen? – Geht nicht. Also 2,5 kg in Jacken- und Hosentaschen und um den Hals.

Auf dem Weg zur Abfertigung komme ich an einem Postkartenständer vorbei. Da sehe ich Albert Schweitzer zu mir herüberschauen. Er ganz ruhig, ich verschwitzt und in Eile. Dennoch: beide fragen sich, ob sie sich nochmal in Lambarene sehen.

Er wird als geistige Kraft gebraucht, ich vielleicht als handwerkliche. Ich sage zu ihm „Maaka“ und fliege wieder in sein früheres Heimatland. –

Manfred Alker
Maaka Gabon.